

(Nachdruck verboten.)

8)

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Zahne.

Dann aber kam das Heimweh doch.

Und es kam mit einer zermalmenden Gewalt. Um die Weihnachtszeit lag ich stundenlang auf meinem Bett und fror. Anna Nicolai sah dann neben mir in all' ihrer Gutmütigkeit und ihrer ganzen pastoralen Würde und tröstete mich mit dem Leiden Christi.

Wie ist mir das Leiden Christi zuwiderer gewesen wie in jenen Stunden der Qual.

Und an einem wunderbaren, schneeleuchtenden Abend, als sie wiederum ihre sanften Worte sprach und ihre Silhouette sich dabei so über alle Massen christlich von der Wand über meinem Bette erhob, da schnellte ich plötzlich aus meinem faulen Dahingestrecktsein empor und schrie sie an: „Gleich hören Sie auf mit Ihrem Leiden Christi oder — oder — ich gehe ins Orpheim und tanze die ganze Nacht!“

Von dem „Orpheim“ hatte ich einen ganz unbestimmten, schrecklichen Begriff und gebrauchte das für meine Vorstellung fast sinnlose Wort nun wie eine fürchterliche Drohung.

Anna Nicolai sah mich verständnislos an. Ihre runden Augen erweiterten sich schreckhaft.

„Aber, liebes Fräulein Wilma, ich verstehe Sie wahrhaftig nicht. Ihr lieber Vater war doch auch ein Diener des Herrn — —“

Durch das Fenster kroch der letzte schimmernde Abend-schein. Der schwarze Schattenriß Anna Nicolais wuchs und wuchs ins Gespensterhafte, ins Wesenlose auf dem in der Abendbeleuchtung so seltsam roten Hintergrunde der erbläuten Tapete —

Eine schreckliche Wut überfiel mich.

„Gehen Sie hinaus, hinaus — sofort!“ schrie ich laut.

Sie stand gehorsam auf und verließ ihr eigenes Zimmer. Und ich sprang ihr nach und schob den Riegel vor.

Dann setzte ich mich so, wie ich aus dem Bette gesprungen war, im Hemde an den Tisch und schrieb Gedichte.

Bis mich ein Zittern überfiel.

Dann kam die Nacht. Veronika Märtenz klopfte an die Tür, und ich öffnete, schauernd am ganzen Körper, verstört und bleich.

Sie redete mir liebevoll zu, so daß ich ihr schließlich versprach, am folgenden Tage zum Arzt zu gehen.

Und als ich vom Arzte sprach, stieg das Bild des Geliebten vor meiner Seele empor; ich wurde ganz klein, ganz weich und bat Anna Nicolai, die schüchtern hereingeschlüchsen kam, um Verzeihung.

Sie reichte mir gütig die Hand zur Verzeihung. Den Mund tat sie glücklicherweise nicht mehr auf.

Als Mary Deife, die eine Ausgeh-Erlaubnis für den Abend ausgemittelt hatte, heimkehrte, fand sie eine bedrückte Stimmung vor.

„Du, Wilhelma,“ jubelte sie beim Eintreten los, „es war einfach herrlich! Das nächste Mal mußt Du mit! Tante hatte drei junge Leute geladen; der eine dient sein Jahr ab beim Alexander-Regiment. Himmlisch, Wilma! Ein Schnurrbart, Du . . . na, also das nächste Mal!“ Und sie legte den Arm um mich und küßte in Ermangelung des Einjährigen mich tüchtig ab.

Ich sah ihr dankbar in die lustigen, blauen Augen.

Eine wunderbare Lampe kam über mich — wie ein Kausch. Ich sprang empor, hüllte mich in mein Bettlaken und schlich in den Korridor.

Du, ich war sechzehn Jahr alt.

Und Mary Deife war ein Jahr älter. Sie begriff meine Absicht sofort und spielte das zweite Gespenst. Und so schlüchsen wir beide, in Laken gehüllt, vom Wintervollmondschein geisterhaft verklärt, durch die schweigenden Korridore und klopfen siebenmal an jede Tür.

„Nach auf!“

Ein Kreischen entstand. Aus allen Türen lugten entsetzte Gesichter. Unglaubliche Toiletten wurden von der flackernden Kerze bestrahlt. Die Unruhe im Pensionat war noch schlimmer wie einige Nächte vorher, als die Hauskaten sich auf Treppen und Fluren gebalgt hatten.

So lange währte die wilde Jagd, bis die Oberin, aus süßem Schlummer geschreckt, feujend die Treppen emporgestiegen war und nun mit hochgehobener Lampe, einer Nachtwandlerin ähnlich, vor uns stand — —

Da war der Spuk zerstoßen und der Vollmondschein erblaßt. Alle Türen geschlossen, auch die von Nummer 16. Ich stand allein mit nackten Füßen auf dem Estrich, das Laken eng um mich geschlungen, trogig und lachend.

„Was war das? Wer hat das angestiftet, Wilma?“

„Ich, Frau Oberin!“

Und als ich sah, daß wir beide ganz allein waren in dem dunklen, tiefen, schweigenden Korridor, ging ich wie eine Kacke an die schöne, stattliche Gestalt heran, warf mit einem plötzlichen Ruck beide Arme um ihren Hals und küßte sie mitten auf den Mund.

Und Veronika Märtenz sah mich einen Augenblick forschend an. Dann nahm sie die Lampe in die linke Hand, legte die Rechte auf meine glattgescheitelte Stirn und sagte leise und zärtlich wie ein Sommerabendhauch:

„Geh schlafen, arme Wilma —“

Am anderen Morgen behauptete Anna Nicolai, daß sie Fieber habe. Sie hatte sich fast zu Tode geängstigt über Nacht. Wäre sie katholisch gewesen, so hätte sie sich wenigstens bekreuzigen können.

Ich hatte eine Düte mit Tee in der Kommode und einen Spirituskocher auf dem Tisch.

Sie tat mir so herzlich leid, daß ich ihr gerne geholfen hätte.

Also machte ich ihr Tee — leider war es St. Germaintee. Anna Nicolai trank das Gebräu dankbar aus. Aber ich hätte ihr Leben beinahe auf dem Gewissen gehabt. Als die Kur beendet war, war das arme Opfer um gute fünf Pfund leichter geworden.

Und das war noch nicht die einzige böse Folge dieser heimwehkranken Nacht.

Als wir — Mary und ich — zum Frühstück in den Speisesaal hinunterkamen, herrschte dort eine seltsame Stille, und ein heimliches Lachen lag auf allen Gesichtern.

Frau Oberin saß würdevoll hinter ihrer großen Kaffeekanne. Sie schwieg während der ersten Minuten, aber ich sah es deutlich, während ich die Tasse an die Lippen führte: um ihre Mundwinkel spielte der Schelm.

„Ich habe soeben einen frühen und merkwürdigen Besuch gehabt,“ begann sie endlich, „der Apotheker von nebenan hat mir einen Herrn von der Polizei auf den Hals geschickt. Weil heute nacht im Pensionat ein ruhestörender Lärm verübt worden sei — —“

Im ersten Augenblick war ich erstarrt. Dann sah ich Mary an und Mary mich — und wir prusteten los. Der arme Apotheker, den wir allabendlich aus unserem Dachfenster beobachteten, wie er in dem Augenblick, bevor er sein Junggefellenslager bestieg, im härtesten Gewand an seinen Nachttisch trat und sich dort eine Patience aufschlug —

Der arme Apotheker hatte nicht schlafen können infolge unserer Lustigkeit: das war zu komisch.

So komisch, daß ich reumütig um Verzeihung bat und das „Seimathaus“ vorläufig noch kein Strafmandat erhielt. Der Apotheker aber hatte durch die Affäre einen entschiedenen Vorteil: alle paar Stunden erschien von jetzt ab eines unserer Mädels nebenan, um sich für fünf Pfennig Pfefferminzplätzchen oder auch ein Dütchen mit Mottenpulver zu holen. Am Nachmittage, als die Schule beendet war, ging ich doch zum Doktor. Und der Arzt schickte mich wegen hochgradigen Heimwehs, wegen Bleichsucht und Herzerweiterung in die Weihnachtsferien — heim.

Dahheim! Meine Mutter war selig und unselig zu gleicher Zeit. Ich sah sehr elend aus. Und mußte Bromwasser und Rotwein trinken und Eisen einnehmen. Wir hatten einen anderen Arzt. Albrecht war versetzt an die russische Grenze. Wenn ich von Berlin erzählen sollte, so wußte ich wenig. Ich hatte kein Theater gesehen, kein Konzert besucht. Alle diese Genüsse hatte ich mir vorbehalten, bis ich eine Stellung haben würde. Bis dahin wollte ich meine sauer verdienten sechzig Mark aufbewahren wie einen heiligen Schatz.

Das war ein süßer Irrtum.

Als ich im neuen Jahre ziemlich erholt und fröhlich in die Hauptstadt zurückgekehrt war, wurde mir eine Rechnung der Handelsschule überreicht. Eine Freistelle im Pensionat hatte ich zwar, der Genuß des Unterrichts aber war in diese Vergünstigung nicht mit einbegriffen. Das hatte ich nicht gewußt. Das Schulgeld betrug für das Semester genau sechzig Mark.

So gingen alle meine Träume von Theaterbesuch und Kunstgenuß dahin wie blaue Wolken. Und ich hätte mir lieber die Finger abhauen lassen, als daß ich um einen Pfennig Geld nach Hause geschrieben hätte. Jetzt besaß ich kein Kapital mehr. Ein proletarisches Empfinden erwachte in mir. Ich wurde ehern fleißig.

Acht Tage noch vor Beendigung des Handelschulkurses wurde mir eine Stellung angeboten.

Liebe, süße Lotte, heute denk' ich Dein! Ich habe Dich sehr lieb gehabt — und weiß es nicht, wo Du versunken und verkommen bist . . .

Lotte war meine Vorgängerin am Kontortische der großen Tapetenfabrik in der Leipzigerstraße und war, wie ich, mit achtzehn Jahren in die Welt geschleudert worden. Jung, liebenswürdig, weich und gut. Sie hatte die Stellung zwei Jahre lang inne gehabt und ihre Kräfte in angestrengter Arbeit aufgerieben. Herrgott, setzt doch mal einen Jungen von sechzehn Jahren an den Kontortisch einer Fabrik, die über fünf Millionen Jahresumsatz hat! Aber ein Mädels kann alles, muß eben alles können! Tags arbeiten und rechnen und schreiben, daß der Schweiß von der jungen Stirn läuft, abends Kleider säume ausbessern und Strümpfe stopfen und nachts Postanweisungen schreiben für die hungernde Mutter zu Haus — und wenn dann die Kraft zusammenbricht, dann ist es eben eine „Frauentraut“ gewesen!!

O Gott, Gott — ich wollte den Mann einmal sehen in solch' einer Situation! —

Und Lottes Kraft war auch gebrochen worden, genau wie das Können von Hunderten solcher ausgebeuteten Geschöpfe. Jetzt ging sie heim. Im Pensionat flüsternten sich die Mädels mit geheimnisvollen, lüsternten Mienen zu, es seien böse Dinge mit ihr vorgegangen.

Ich seh Dich vor mir, meine Lotte. So zierlich, schlant und dunkelblond, wie Du damals warst. In den hellbraunen Augen einen müden, weltfremden Ausdruck, um den frischen roten Mund einen vergrämten Zug. In meinem Album steht ein Spruch, den Du hineingeschrieben:

Was du gewollt von ganzem Herzen
Nicht, was dir durch die Tat gelang,
Das bleibt dir auf des Lebens Gang.
Das wird Verzeihung dir gewähren
Für alles, was du doch gefehlt:
Hat dich nur unter Ringens Jahren
Der reine Wille stets besetzt.

Eine lange Strähne nussbraunen Haares liegt daneben. Das ist alles, was mir von einer innigen Jugendfreundschaft geblieben ist.

Sie hat mich verstanden, Lieber. Mein übersprudelndes Naturell, all die geheime, wehe Sehnsucht in mir. Und als die anderen sie verhöhnten und über sie zischelten, kam sie zu mir, legte den Arm um meinen Nacken und beichtete mir all ihr Glück und all ihr Leid.

Als sie dann bei ihrer Mutter eine Weile ausgeruht, ist sie in eine neue Stellung gegangen, in welche die Not und die Sorge um die alte Frau sie hineingetrieben . . . Und immer weiter ist sie ins Leben gegangen mit Wunden, blutenden Füßen durch Schmutz und Staub.

Seit vielen, vielen Jahren hab' ich nichts mehr von ihr gehört.

Meine unmittelbare Vorgängerin war sie übrigens nicht. Nach ihrem Austritt aus dem Kontor saß vierzehn Tage lang ein Fräulein Günther auf dem gepolsterten Drehstuhl an dem großen Berliner Fenster, ein resolutes Mädchen, gleich stark an Körper- und an Geisteskraft, das sich erprobt hatte im Daseinskampf und kleinliche Bedenken nicht mehr kannte. Diese Frau war es, die mich in die Pflichten meines neuen Amtes einführen sollte.

Als Beronika Wärtens mich zu sich rufen ließ, um mit mir über die vakante Buchhalterinnenstelle bei Leonhard u. Herrig zu sprechen, war mir zum erstenmal Gelegenheit gegeben, mich in den Privaträumen unserer Oberin umzusehen. Fräulein Wärtens besaß einen außerordentlichen Geschmack und wußte ihre Persönlichkeit auch in ihrer unmittelbaren Umgebung zum Aus-

druck zu bringen. Dunkelgrün überzogene Möbel hoben sich wirkungsvoll von einem altgoldenen Hintergrunde ab; in den Ecken träumten Fächerpalmen einen Traum von ihrem Heimatland. Vor den Fenstern blühten Azaleen. Ein goldgelber Vorhang war zur Hälfte vorgezogen, um das blendende Vorfrihlingslicht zu dämpfen. Seitwärts über dem Zylinderbureau hingen in schweren Eichenrahmen die Porträts eines alten vornehmen Paares — der Mann in großer Uniform, — und auf dem oberen Ruffaß stand, ganz von frischen Weissen überdeckt, auf einfachem Ständer ein Kinderbild.

So süß, dies Gesichtel — und so bekannt!

Wo hatte ich das schon gesehen?

Meine Blicke glitten von dem Bilde fort, um auf den kühnen, offenen, sympathischen Zügen der Frau haften zu bleiben, die mich zu sich gerufen hatte. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, beugte ich mich über die mir so mütterlich entgegenreichende Hand hinab und küßte sie schein.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Frau Oberin?“

„Ja, sie hatte mir etwas zu sagen. Bei Leonhard u. Herrig in der Leipzigerstraße würde die Kontorstellung frei. Allerdings einige Tage vor dem Schluß des Handelschulkurses. Doch das schade nichts. Ein brillantes Zeugnis sei mir sicher. Und die Stelle sei gut: sechzig Mark monatlich als Anfangsgehalt. Und ich sei ja ein vernünftiges, gefestigtes Mädchen trotz all' meiner dummen Streiche.“

„Lottes Stelle!“

„Ja, Kind. Aber sie ist nicht so schwer, wie es wohl dem Anschein hat. Sie müssen nur den guten Willen zeigen, den übernommenen Pflichten ernstlich gerecht zu werden, und dürfen nicht nach rechts und nach links schauen. Sie werden Ihren Weg schon finden.“

Sechzig Mark! Eine so königliche Summe lockte mächtig. Da war ja das ganze Schulgeld in einem einzigen Monat wieder eingebracht. Aber — die Ueberlegung kam mir doch: ich wollte ja auch leben.

„Das ist genau der Pensionspreis für den Monat, Frau Oberin!“

„Das erste halbe Jahr werden Sie nichts übrig behalten; das ist aber überall so. Wenn Sie sich gut einarbeiten, steigt das Gehalt rasch. Ich rate Ihnen dringend, Wilma, nehmen Sie die Stellung an. Sie müssen sich aber schon heut nachmittag vorstellen, Herr Herrig erwartet Sie. Morgen könnte es zu spät sein; solche Stellen sind begehrt.“

Was sollte ich lange überlegen? Nicht jeder wurde ein solches Glück noch vor Beendigung des Kurses zu teil. Eine Stellung entgegengetragen! Ich hatte oft genug gehört, wie lange die Mädels hatten warten müssen. Nach Hause zu schreiben, um den Rat der Mutter zu erbitten, wäre völlig überflüssig gewesen; die Antwort hätte doch nicht zur rechten Zeit eintreffen können, und Mama hätte auch wohl kaum einen genügenden Ueberblick über die Sachlage gehabt.

Ich ging also zu Leonhard u. Herrig. Das Herz schlug mir gewaltig, als ich die teppichbelegten Stufen hinanstieg und meine Hand fast ehrfurchtsvoll über das weiche Plüschpolster des Geländers gleiten ließ. Alles war reich und prächtig. Leonhard u. Herrig waren Hoflieferanten, und Herr Leonhard hatte überdem vor kurzem eine Millionärstochter geheiratet.

Kurze Zeit zuvor, ehe Lotte ausgeschieden war. Das junge Paar befand sich noch auf der Hochzeitsreise. So kam es, daß Herr Herrig mich zu engagieren hatte. Er war ein kleiner, sad aussehender Mensch in der Mitte der Bierziger. Die Augen tief liegend und scharf, das Haar ergraut und gelichtet, der Bart glatt wegrasiert. Die Stimme ohne irgend welchen Klang.

„Ah! Das Fräulein vom Heimathause. Nun, Sie wissen Bescheid, nicht wahr? Sie haben zu arbeiten von acht bis acht Uhr. Zwei Stunden Mittagszeit; Sonntags haben Sie zu erledigen, was zu tun übrig bleibt. Sie können das auch bequemer nach acht Uhr abends machen. Das Gehalt beträgt sechzig Mark. Post. Wenn wir sehr zufrieden mit Ihren Leistungen sind, behalten wir uns eine Steigerung vor.“

Ich verneigte mich schweigend. Der Empfang erschien mir nicht sehr ermutigend. Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, eine bestimmte Zusage auf Gehaltserhöhung zu verlangen; nun aber war mir die Kehle wie zusammengepreßt.

Herr Herrig nahm mein Schweigen für glatte Bejahung. Er öffnete die Tür mit einer leichten Handbewegung, ging schweigend die Prachttreppe hinab, um mich ins Kontor zu führen und mir meinen zukünftigen Wirkungskreis zu zeigen, und ich folgte ihm in ziemlich gedrückter Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Papier-Gewebe.

„Von dem 991 gestorbenen ägyptischen Wezier Jacub ibn Jusuf heißt es, daß er in dreifig schwere Goldbrokate und zwanzig Gewebe von Leinen, die mit Seide und Gold durchwebt waren, gehüllt worden sei.“ Eine Stelle im Koran sagt: „Die Gerechten und Gottesfürchtigen werden im himmlischen Paradiesgarten als Brüder auf weichen Kissen ruhen und mit gold- und silberdurchwirkten grünen Gewändern von feinsten Seide und mit goldenen und silbernen Armgeschmeiden bekleidet sein.“ Wie weit sind wir in unserer profaischen Zeit davon abgekommen. Nicht einmal Baumwolle und die aus alten zerissenen Lumpen wieder gesponnene Kunstwolle ist uns geringwertig genug, aus Papier werden schon Anzüge gemacht.

Die Bildung von Fäden resp. Schnuren aus Papier ist eine längst bekannte Sache; die Japaner z. B. stellen aus ihrem äußerst langfaserigen Papier Bindfäden dadurch her, daß sie dasselbe über ein zusammenwickeln und drehen, also gleichsam mit der Hand zu einem dicken Faden verspinnen. Eine Herstellung von wirklichen Fäden, wie sie sich für die Weberei eignen, ist jedoch erst in neuerer Zeit gelungen. Als Vorläufer ist ein Verfahren bekannt geworden, welches aus Holz spinnbare Fasern dadurch herstellen wollte, daß in dünne Bretchen oder Streifen zerschnittene Holz nach Durchtränkung mit Wasser zwischen geriffelten Walzen oder in sonstiger geeigneter Weise einer wiederholten Durchbiegung innerhalb der Elastizitätsgrenze unterworfen wurde. Auf diese Weise sollten die einzelnen Holzfasern in der Breitenrichtung von einander getrennt werden, während die Länge erhalten blieb, und somit Fasern resultierten, welche versponnen werden konnten. Daß dieses Verfahren praktisch zur Anwendung gekommen, ist nicht bekannt geworden.

Glücklicher war ein Patent, welches sich mit der Herstellung von Garnen aus schmalen Papierstreifen beschäftigte. Dasselbe besteht darin, daß aus fertigen, ungeleimtem Papier, das aber auch aus anderen Stoffen als lediglich Holzcellulose bestehen kann, schmale Streifen geschnitten und diese einzeln auf je eine Spule gewickelt werden. Durch Drehen der ganzen Vorrichtung bei allmählichem Abzug des Streifens entsteht dann ein einem Faden schon ähnliches Produkt. Dieses wird darauf angefeuchtet und auf einem sogenannten Streckwerk in die Länge gezogen. Dieser Prozeß kann nach Bedarf mehrmals wiederholt werden, bis die Fäden die gewünschte Feinheit haben. Aus solchen Garnen sind vor einigen Jahren schon gefertigte Gewebe und Kleidungsstücke im Handel gewesen. Man hat daraus hauptsächlich Drillstoffe für Sommeranzüge, auch Handtücher, Tischtücher usw. gemacht.

Die Herstellung solcher Garne aus fertigem Papier war aber noch sehr umständlich und daher im Verhältnis noch sehr teuer, so daß man darauf sann, ihn nicht mehr aus Papier, sondern direkt aus Ganzzeug von Lumpen, Zellstoff, Braunschiff usw. anzufertigen. Nach dieser Richtung sind in neuester Zeit eine Reihe von Verfahren bekannt geworden; alle haben gemeinsam, daß ein beliebiges Halbzeug, vornehmlich aber Holzcellulose, zur Anwendung kommt, der in Feinzeugholländern aufgeschwemmt, weiter zerteilt und dann mittels Sieben in eine sehr dünne, breitaartige Pappe verwandelt wird. Aus dieser wurden nachher auf verschiedenen Wegen Fäden hergestellt, nachdem Einrichtungen getroffen waren, daß dieser Pappenbrei sich schon auf der Papiermaschine, der sogenannten Siebtrommel, in einzelne, von einander getrennte Streifen zerlegt worden war. Das Sieb an der Papiermaschine wirkt nämlich so, daß das Wasser, in welchem die Fasern vorläufig noch lose schwimmen, durch die feinen Maschen abläuft und die Fasern zurückläßt. Werden auf dieses Sieb nun undurchlässige Streifen (Messing) befestigt, vielleicht aufgesetzt, so kann an diesen Stellen selbstverständlich kein Wasser mehr durchfließen, also auch keine Fasermasse sich ansetzen, sondern nur noch an den freien Stellen. Auf diese Weise entstehen dann die für die spätere Verarbeitung geeigneten Faserbänder, wie dieselben bei der Streichgarnspinnerei vom Floreiler gebildet werden. Man war dadurch der Garnzerlegung aus Papierstreifen schon insofern voraus, als man nicht erst aus dem fertigen Papier Streifen schneiden mußte, sondern dieselben schon fertig von der Papiermaschine erhielt. Man ging aber noch weiter und wendete in der Spinnerei bekannte Prozesse auch auf die losen Zellstoffstreifen an, indem man diese mischte, d. h. zwischen zwei Lederflächen die Streifen rundete, gleichsam als wenn man zwischen den Handflächen durch Hin- und Herbewegen derselben einen losen Wattenstreifen wirbelt, bis er annähernd dicht und rund geworden ist. Diese so erhaltenen rund gewirkelten, frottierten Zellstoffstreifen wurden dann auf Kreuzspulen gewickelt und Zwirnmaschinen zur weiteren endgültigen Drahtgebung vorgelegt. An Stelle der Kreuzspulen traten später die bekannten Drehköpfe, das sind Blechbüchsen, welche mit ihrem Gestell sich dauernd um ihre Achse drehen und so dem Faserband, welches in sie hineinfällt, einen Draht geben.

Der nächste Fortschritt bestand dann in der Anwendung der Langsiebmaschine, statt der Zylinderseibmaschine. „Der Papierfabrikant“ brachte seinerzeit eine Gegenüberstellung, die interessant genug ist, um hier wiedergegeben zu werden. Es hieß dort: „Man kann jetzt auf einer Langsiebmaschine gleichzeitig etwa 300 Streifen von 50—60 Meter Länge herstellen, und braucht zu diesen Fäden keine Sammelköpfe mehr, sondern wickelt die Zellstoffbänder nebeneinander auf (wie Vorgarnwalzen am Salfaktor) und verarbeitet sie dann weiter auf der Spinnmaschine. Ein Vergleich führet die bedeutenden Fortschritte am besten vor Augen. Zu einer Tagesprodu-

tion von 10 000 Kilogramm Garn brauchte man nach dem älteren Verfahren etwa 50 Rundsiebmaschinen und 1 Million Blechköpfe zum Auffangen der etwa 10 Meter langen Borgarnfäden. Dagegen hat man nach dem neueren Verfahren nur 2—3 Langsiebmaschinen und keinen einzigen Blechkopf nötig. Es liegt auf der Hand, daß das ältere Verfahren gegen das neue nicht mehr auskommen kann.“

Wenn auch gewiß nicht in Abrede gestellt werden kann, daß diese Ausführungen etwas sehr stark bengalisch beleuchtet sind, so soll doch auch die Ueberlegenheit des neuen Verfahrens nicht allzu niedrig bewertet werden.

Die Nachfrage nach diesen Garnen ist zurzeit eine sehr lebhafte; besonders das Ausland bekundet ein sehr reges Interesse, denn es hat sich im Laufe der Zeit gezeigt, daß man das anfänglich gesteckte Ziel, Stoffe nur für einmaligen Gebrauch herzustellen, schon bedeutend überschritten hat, da sich Zellstoffgewebe, oder eigentlich richtiger mit Zellstoff gemischte Gewebe unter Umständen auch waschen lassen. So soll z. B. das Militär in Spanien derartige Silbalin-Drillanzüge tragen, die sich besser bewähren als die rein aus Baumwolle hergestellten; dieselben sollen schon zehn und mehr Wäschen ausgehalten haben. Daß man Zellstoffgarne für solche Zwecke nur in Mischung verwenden kann, zeigt schon allein der Umstand, daß diese Garne in Wasser eingeweicht ihre Festigkeit bald vollständig verlieren, dieselbe allerdings, wenn sie ruhig wieder trocknen können, zum größten Teil zurückgewinnen. Es kann also unter Umständen eine recht unangenehme Sache sein, mit einem solchen Anzug von Regenwetter überrascht zu werden. Ebenso ist es für Verpackungstoffe aus Jute und Zellstoffgarn geraten, auf diese Eventualität Rücksicht zu nehmen.

Im Handel sind bis heute drei Bezeichnungen für Zellstoffgarne bekannt, welche auch je ein Verfahren repräsentieren, nämlich Ähloin, welches Fäden aus geschnittenem Papier bezeichneter, dann Silbalin, welches der Name für die aus Zellstoff direkt auf der Langsiebmaschine hergestellten Faserbänder und ohne weiteres daraus gebildeten Fäden ist, und endlich Licella, welches das Produkt des älteren Verfahrens ist, dessen Eigentümlichkeit gegenüber der Silbalinfabrikation darin besteht, daß die ebenfalls von Papiermaschinen gewonnenen Faserbänder erst noch genickelt und in Drehköpfen aufgefangan werden. Dieses Verfahren hat also die letztgenannten Manipulationen mehr, indessen scheint nach dem, was bis jetzt darüber bekannt geworden ist, daß das Produkt auch entsprechend besser ist.

Gustav Sirahl.

Kleines feuilleton.

—1— Figur. Ihrer zwei. Die eine älter, von weitem sehr schick, sehr elegant, eine Figur wie aus dem Modejournal; die Jüngere durchaus solide, klein, dick und ziemlich pummelig. Sie blickt verschüchtern. Die neugierigen Blicke der Ladenfräulein scheinen sie zu verwirren. Sie trippelt hinter der andern drein, immer ängstlich bemüht sie zurückzuhalten. „Aber Lilly . . . nein nicht doch, Lilly . . . ich will ja garnicht . . .“

„Ach was, Du willst wohl, Du mußt einfach wollen.“ Die andere läßt sich gar nicht beirren. Großartig rauscht sie durch den Laden, scheint sehr bekannt hier, auch sehr geschätzt; die Direktrice kommt ihr mit einem Lächeln devotester Devotigkeit entgegen:

„Ach gnädige Frau, schenken gnädige Frau uns auch einmal wieder die Ehre!“

„Aber nicht für mich diesmal, Fräulein.“ Die Elegante sinkt auf einen Stuhl, daß all ihre seidenen Unterröcke rauschen und weist mit einer großartigen Handbewegung nach ihrer Begleiterin: „Meine Cousine möchte sich Korsetts ansehen.“

„Ah, für gnädige Frau!“ — Das Fräulein wiegt sich verständnisvoll in ihren wohlgeschürzten Hüften: „Und haben gnädige Frau besondere Wünsche betreffs der Fajson? Empire, Grad, Venus, Pariser Gürtel?“

„Ach ich . . . ich . . . ich . . .!“ Die kleine Dide ist noch ganz verwirrt. Lilly antwortet an ihrer Stelle: „Zeigen Sie vor allen Dingen etwas, was Figur macht!“

Die Direktrice lächelt still, molant und streift die kleine, pummelige Erscheinung mit einem raschen Blick: „Dann nehmen wir Venus, gnädige Frau. Sehen Sie einmal hier . . . Fajson Venus, eine ideale Figur . . .“ Sie nimmt ein blaßblaues Seidenmieder und legt es sich um die Taille.

„Prächtig, aber wirklich prächtig!“ Frau Lilly ist eitel Entzücken.

„Ja . . . bei Fräulein . . .“ Die Kleine ist auch Entzücken, aber mit einem Weigenschmaß entsagungsvoller Resignation.

„Oh, auch bei Ihnen, gnädige Frau! Sollen einmal sehen, was das für Figur macht. Fajson Venus macht jedem Figur.“

„Und . . . und was . . . kostet das?“ Die Kleine unterbricht den Redeschwall etwas ängstlich.

„Fajson Venus? O, nur eine Kleinigkeit . . . und wir werden es noch billiger rechnen, weil gnädige Frau uns empfohlen haben“ (eine Kopfbewegung nach der Eleganten). „Also siebendundzwanzig Mark, gnädige Frau.“

„Sieben und . . .“ Der Kleinen erschürt das Wort auf der Zunge.

„Ein Korsett für sieben und . . . zwanzig . . .“

„Sonst kostet es dreißig, gnädige Frau. Es ist aber auch ein Korsett, das Figur macht, ein anderes Korsett können gnädige Frau gar nicht tragen.“

„Kannst Du nicht . . . ausgeklossen!“ rief Frau Lilly.
„Aber . . . aber . . . siebenundzwanzig . . . ich wollte . . . ich dachte . . . acht oder neun Mark. Ich habe noch nie so viel . . .“
„Schlimm genug!“ Frau Lilly läßt sie nicht ausreden. „So siehst Du auch aus.“

„Gnädige Frau sind gar nicht eitel.“ sagt das Korsettfräulein mit heuchlerischer Bewunderung: „Ja, es gibt Damen, die gar nicht eitel sind und gar nichts auf ihr Neuzeres geben.“

„Aber ich . . .“ Jetzt fährt die Kleine auf, man hat sie offenbar an einer kitzigen Stelle getroffen. „Aber ich . . . ich . . .“

„Wir wollen zuerst einmal etwas anpassen“, beschwichtigt huldvoll das Korsettfräulein: „Darf ich einmal messen? Wieviel Taillenweite haben denn gnädige Frau?“

„Hundertfünfzig in dem Bauernmieder“, höhnlacht Frau Lilly, fährt aber sogleich mit einem triumphierenden Lächeln fort:

„Hab' nur erst mal ein anständiges Korsett an, dann hast Du höchstens achtundvierzig.“

„Ich werde mich so einknallen!“

„Das ist aber nicht eingeknallt!“ Das Korsettfräulein schlägt die Hände zusammen. „Man muß sich doch Figur machen, und gnädige Frau können sich Figur machen. Mit der Büste muß man doch nicht so gehen! Gnädige Frau haben eine ideale Büste, sie muß bloß Fasson kriegen!“

„Ach nein . . . nicht doch.“ Die Pummelige wird wieder verwirrt, wirft aber doch einen verächtlichen Blick in den hohen Pfeiler- spiegel und mustert ihr — Profil.

„Und Sie glauben, ich könnte das tragen? Aber . . . die lange Fasson vorn!“ Sie streicht an ihren Hüften entlang. „Die Fasson ist doch gerade und ich . . . ich bin so . . . so . . .“

„Komplett um die Magengegend“, ergänzt Frau Lilly. „Das schmürt man einfach weg.“

„Ja . . . das bringen wir weg.“ bestätigt das Fräulein. „Und nun wollen gnädige Frau einmal anpassen“ — —

„Ah! Sehen Sie, gnädige Frau!“

„Endlich siehst Du vernünftig aus!“ Frau Lilly und das Korsettfräulein sind wieder eitel Bewunderung, die kleine Pummelige steht vor dem Spiegel und beguckt sich halb verächtlich, halb neugierig:

„Ja, das ist aber . . . aber wirklich wahr . . . ganz anders . . .“

„Ganz anders.“ bestätigen die beiden andern.

„Und was gnädige Frau für 'ne Büste haben.“ wiederholt das Korsettfräulein.

„Und wie schön grade vorne runter alles geht.“ bestätigt Lilly. Ich hab' Dir ja gesagt, das geht alles weg.“

„Woß hier bin ich 'n bißchen breit, findest Du nicht?“ Die Kleine streicht sich die Hüften.

„Nun, ja, da ist nun der Leib hingedrückt; irgendwo muß er doch hin.“ Lilly zuckt die Achseln.

„Es ist aber gerade die Hüftenfasson, die jetzt Mode ist.“ betont das Korsettfräulein.

„Und wenn Du Dir nun noch breite Strumpfbänder nimmst und damit das Korsett nach unten ziehst, sind die Hüften auch weg.“ befehrt Frau Lilly.

Aber tatsächlich — die Kleine hat die Korsettenden zwischen die Finger genommen und vollzieht das Manöver. Der Blick, mit dem sie ihr Spiegelbild mustert, wird ordentlich verliebt. „Und ich soll es also wirklich nehmen? Du redest zu?“

„Na ob — jedenfalls nicht. Erst hast Du ausgesehen wie 'ne Köchin, jetzt siehst Du erst aus wie 'ne Dame!“

„Aber unbequem ist es! Ach je, man kann sich ja nicht mal bücken!“ Die Kleine stöhnt: „Und überhaupt steck man drin, wie in 'nem Panzer. Wenn ich das Ding 'n Tag anhabe, Du, dann hab' ich ja die gräßlichsten Rückenschmerzen.“

„Ja, wenn Du so denkst!“ — Frau Lilly sieht gen Himmel — „das ist ja überhaupt bloß die Gewohnheit. Du, wenn Du Dir Deinen Körper erst mal in die neue Fasson gewöhnt hast, fühlst Du gar nichts mehr; aber wenigstens bist Du dann auch endlich mal vernünftig angezogen.“ —

— Der Krieg. In der „St. Petersburger Zeitung“ veröffentlicht das Komitee des russisch-holländischen Feldlazarets den Bericht einer in Laolatschao stationierten Krankenschwester über ihre dortige Wirksamkeit. In dem Berichte findet sich die folgende Stelle: „Abermals durchlebten wir schwere Tage und es gab Arbeit über und über. Am 7. wurden uns ganz unerwartet aus einem Sanitätszuge 30 Schwerverwundete, die nicht weiterbefördert werden konnten, übergeben. In jenem Zuge waren 1300 Verwundete, die ohne jegliche Bequemlichkeit untergebracht waren und von einem Arzt und zwei evangelischen Schwestern begleitet vom Schlachtfelde nach Charbin gebracht wurden. Die armen Verwundeten waren in einem schrecklichen Zustande; viele hatten mehrere Tage kaum etwas zu essen bekommen. Trage an Trage lagen sie den ganzen Saal entlang und warteten mit rührender Geduld, bis die Schwestern sie der Reihe nach fütterten, dann wuschen, umkleideten und zum Verbinden zurechtmachten. Fast bei allen schwere, hoffnungslose Verwundungen: Magen-, Brust- und Blasenbeschüsse. Einem war die Kugel durch den Mund geflogen, als er ihn beim „Hurra“-Rufen offen hielt, und am Hintertopf wieder herausgegangen; 13 Bähne hatte der Unglücksmensch eingeblüht. Einem anderen war der ganze Unterkiefer zertrümmert. Bei einem dritten wieder war die Kugel durch die Wange gegangen und im Nacken herausgeflogen. Sechs Mann starben gleich

in den ersten Tagen und auch jetzt sind mehrere, die ihrem Ende entgegengehen und bei denen die menschliche Kunst vergeblich ist. Einem von diesen, einem 24-jährigen sympathischen Menschen, mit frischem, blühendem Gesicht, ist die Kugel durch die Seite in die Blase eingedrungen und dort stecken geblieben. Der arme Junge leidet furchtbar, denn an dem einen Fuß hat sich obendrein der Brand eingestellt und ungeachtet aller Versuche verschlimmert er sich. Man möchte gar nicht glauben, daß dieser nette, freundliche Mensch sterben muß. Gestern schrieb ich ihm einen Brief nach Hause, und als ich ihm und seinem Nachbar die Briefe vorlas, da fingen beide bitterlich an zu weinen. Beide sind verheiratet und haben Kinder, und beide müssen sterben. Die schrecklichste Verwundung hatte aber ein armer Soldat, der gestern früh von seinem Leiden erlöst wurde. Eine Granate hatte ihm am rechten Bein oben bei der Hüfte ein furchtbares Loch aufgegriffen, den ganzen Knochen zerschmettert, am anderen Bein ebenfalls ein Stück Fleisch so groß wie zwei Handflächen herausgerissen. Unter dem Arme ein perforierender Schuß. Und alle diese schrecklichen Wunden dermaßen bereitet, daß stellenweise der Brand schon anfing. Das hat der arme Mensch aushalten müssen! Ueber eine Stunde dauerte jedesmal der Verband. Die letzten Stunden vor seinem Tode schrie er beständig nach der Schwester, klammerte sich fest an meine Hand oder umschlang mich um die Taille oder um den Hals. Heute schrieb ich seiner Mutter über seinen Tod.“

Astronomisches.

— Wiederkehr eines Kometen. Aus Nizza wird gemeldet, daß an der dortigen Sternwarte durch Javelle der sogenannte zweite Tempel'sche Komet fast genau an dem vorausberechneten Orte wieder aufgefunden worden ist. Der Komet ist ein äußerst schwaches Objekt, steht am Abendhimmel tief im Südwesten und kann mit den besten Instrumenten nur bei reinster Luft gesehen werden. Wegen dieser mißlichen Verhältnisse, die an nördlicheren Sternwarten noch stärker auftraten, war wenig Aussicht gewesen, daß er bei seiner jetzigen Rückkehr werde wieder gefunden werden. An den schönen Augustabenden war er zwar noch schwächer als jetzt, stand aber dafür am Abendhimmel höher über dem Horizont. Damals waren die Versuche, ihn zu sehen, die an der Wiener Sternwarte gemacht wurden, vergeblich. Neben diesem Kometen sind gegenwärtig noch zwei am Himmel sichtbar, der im April von Proost's entdeckte, der noch die Gesamthelligkeit eines Sternes erster Größe besitzt, und dann der periodische Endesche Komet. Bei letzterem ist die interessante Tatsache zu bemerken, daß er bereits im September photographisch beobachtet worden ist, während er im Fernrohr erst Ende Oktober sichtbar wurde, wobei die schon öfters bei Kometen bemerkte Erscheinung auftrat, daß man denselben in kurzweiligen Fernrohren leicht sehen konnte, während ihn größere Fernrohre entweder nur schwer oder gar nicht erkennen ließen. —

Notizen.

— Der Preis (5000 Fr.) der Akademie Goncourt ist in diesem Jahre Leon Frapié, dem Verfasser des Romans „La Maternelle“ zugefallen. Der Autor ist Beamter der Stadt Paris und mit einer städtischen Lehrerin verheiratet, die seine Mitarbeiterin ist. —
— Ein Buch von Oskar Wilde wird demnächst in London erscheinen. Der Autor hat es im Gefängnis geschrieben. Es ist seine letzte Prosaarbeit. —
— Das National-Theater bekommt in Leopold Müller vom Wiener Karl-Theater einen Mitdirektor, der frisches Geld ansährt. —
— Friedrich Adlers Einakterzyklus „Freiheit“ ging mit Erfolg im neuen Deutschen Theater zu Prag in Szene. —
— Die einaktige Oper „La caprera“ von Dupont ist von der Dresdener Hofoper erworben worden und soll noch in diesem Monat zur Aufführung gelangen. —
— In der Spielzeit 1903/04 wurde „Lohengrin“ 311, „Carmen“ 303 mal gegeben. Dann folgen „Lannhäuser“ mit 286, „Cavalleria“ mit 262, „Freischütz“ mit 248, „Mignon“ mit 247, „Troubadour“ mit 224 Aufführungen. —
— Von den Operetten wurde „Die Fledermaus“ 436, „Bruder Straubinger“ 334 und „Der Kastelbinder“ 263 mal gespielt. —
— Das Stipendium der Adolf Menzel-Stiftung wurde für das Jahr 1904/1905 dem Maler Ernst Gaetgens aus Kurland zugesprochen. —
— Eine Neuheit in künstlichen Rubinen. Ein Verfahren, das neuerdings in Frankreich versucht worden ist, besteht darin, kleine natürliche Rubine, die wegen ihrer geringen Größe keinen besonderen Wert besitzen, zu großen und dementsprechend kostbaren Steinen zusammenzuschmelzen. Die kleinen Steine werden zu diesem Zweck davorst in ein äußerst feines Pulver zermahlen, das in einem elektrischen Ofen geschmolzen wird und nach schnellem Erkalten sich in Kristalle verwandelt. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, die Bildung von Hohlräumen und Schlieren zu vermeiden. Auf Smaragde und Saphire läßt sich das neue Verfahren nicht anwenden, weil sie sich unter der Einwirkung der Hitze entfärben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. Dezember.